



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K., lg.: 1845-1846.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

1845 — 1846.

Das war ein Federspitzen, ein Schwertschleifen, wenn der Journalist des vorigen Decenniums zu Ende oder zu Anfang des Jahres seine Augurenweisheit niederschrieb, über die Dinge die da kommen werden, da schlugen noch die Herzen bange vor Furcht und Hoffnung den Thaten entgegen, die hinter dem Vorhang sich vorbereiteten; die Donner der Julirevolution klangen noch und grollten, immer ferner und ferner zwar, aber noch nahe genug, um einzelne Herzen, die ihre Hoffnungen erst mit dem Zerknicken des letzten Strohhalms aufgeben, wach zu erhalten, ob das Gewitter sich nicht doch noch einmal nähern würde. Da gab es noch Prophezeihungen über Krieg und Frieden, da erwartete man noch etwas, wie eine That, einen Sprung, der die Welt zerspalten kann und aus dem eine neue Ordnung aufsteigt.

Vorbei! — Die Journalisten der vierziger Jahre machen ihre politische Jahresbilanz nicht mehr mit dem Helm auf dem Haupte, das Pferd gefattelt und zum Aufsitzen bereit, sie hoffen oder fürchten nicht mehr, daß vielleicht noch während des Niederschreibens plötzlich eine Explosion die Zeit erschüttert und die Nationen zu einer Völkerschlacht scharf. Wir Glücklichen haben es bequem, wir können die Schlafhaube aufbehalten und im ledernen Lehnstuhle wie ein Gewürzkrämer, der seine Bücher abschließt, sitzen bleiben, das Cinnaleinstäfchen liegt bei der Hand, und wir können ohne Aufwallung und Anstrengung nachsehen, wie das nächste Jahr sich multipliciren wird; die Epoche ist vorüber, wo die Querverstriche eintreten, oder wo — um mit Swift zu sprechen — plötzlich zwei Mal zwei nicht mehr vier macht. Ob im nächsten Jahre in den

Tuilleries ein Greis oder ein Kind auf dem Throne des heiligen Louis sitzen wird, ob im Buckinghampalaste der Staatsruderer Robert oder John aus und ein geht, dies erschüttert nicht mehr die Fugen der Welt. Denn der süße Frieden, der über uns schwebt, ist nicht mehr der ehemalige Engel mit schwachen Rosenflügeln sondern ein Riese mit breiten Eisenschienen. Der Janustempel der Gegenwart steht im Frieden offen und im Krieg verschlossen, denn dieser Tempel ist die Börse; die holde Eintracht, die uns umgiebt, braucht keine andere Fesseln, als papierene, denn diese Papiere sind Actien. Seid umschlungen Millionen — diese Dividende der ganzen Welt!

Und doch — welcher Partei man auch angehört — wir haben Alle Ursache, dieses Friedens uns zu freuen. Es giebt Politiker, welche die friedliche Wendung der Julirevolution mit Ingrimm betrachten. Wir gehören nicht zu diesen. Die Friedenspolitik, die Louis Philipp aus dynastisch-egoistischem Interesse eingeschlagen, ist zwar für eine Reihe von Jahren, ein Hemmnis des politischen Fortschritts für manche Völker und zunächst für uns Deutsche geworden, die constitutionelle Freiheit wurde in ihrer Entwicklung niedergehalten, das absolute System hat zeitweilig wieder fester und breiter sich in den Sattel gesetzt, aber die socialen Erwerbungen, die wir in diesen fünfzehn Jahren gemacht, sind sicherere Garantien für die Zukunft, als Alles, was — ein der Freiheit noch so günstiger Krieg — nach der Julirevolution hätte fördern können. Bringen wir die zweifelhaften Chancen eines Krieges nicht ein Mal in Anschlag, bringen wir auch die menschlichen Motive, die gegen jedes Blutvergießen und Länderverheeren sich empören, nicht in Rechnung, auch des Umstandes erwähnen wir nicht, daß nach einer französischen Invasion in den dreißiger Jahren, die Rheinlande und vielleicht noch manches andere gute Stück deutschen Landes an Frankreich gekommen wäre; nur das Eine halten wir fest, in diesen fünfzehn Friedensjahren bog die europäische Civilisation um eine Ecke, die kein früheres Jahrhundert gekannt, Natur- und Menschenkräfte haben in dieser Spanne Zeit zu einem Zusammenwirken sich ausgebildet, welches der Geschichte der Zukunft unabsehbare Bahnen eröffnet. Kein freies Polen, keine deutsche Constitution wiegt den Umschwung auf, den die Welt durch die Ausbreitung der Ci-

senbahnen und durch die Ausbildung der Association gewonnen hat. Ein europäischer Krieg hätte diese Entwicklungen nicht nur im Keime erstickt, sondern auch die tausend wunderbaren Erfindungen, die sich organisch aus der einen großen entpuppten, wären ungeboren geblieben. Am 29. Juli 1830 brach jene Revolution aus, mit welcher ein Theil der neuesten Geschichte beginnt, aber bereits am 1. Mai desselben Jahres geschah die erste That einer andern Revolution, die den Anfang der allerneuesten Geschichte bildet, denn an diesem Tage fuhr die allererste Locomotive — die Rakete — vor den Augen der erstaunten Welt von Liverpool nach Manchester. Besser, daß die Rakete der Juliusrevolution im Sumpfe halb erlosch, als daß jene Maisonnette wieder verschwunden wäre, welche die Blüten aller Zukunft reifen macht, welche die Wege bahnt, auf denen die Völker einander in die Arme eilen, welche sicherer als Kriegeschwert und Charentheorie die Freiheit uns erringen wird, nach der wir uns sehnen.

Um von Deutschland insbesondere zu sprechen, so ist es nicht bloß die Ausdehnung des Zollvereins, die Verschlingung der Eisenbahnketten, welche seine Nationaleinheit und das Ineinanderleben seiner verschiedenen Stämme und Provinzen in einer Art gesteigert, wie sie die Gesamtgeschichte der Nation in keiner frühern Epoche aufzuweisen hat, sondern ein anderer, äußerlich weniger auffallender Umstand, der sich hinzugesellte, ist von nicht minderen Folgen: die Bethheiligung der Capitalisten an den entgegengesetzten Enden des Vaterlands zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Seitdem das Nationalvermögen nicht mehr auf den engen Kreis der zunächst liegenden Provinz sich beschränkt, seitdem preussische Eisenbahnen in Baiern, sächsische am Rhein, hannöversche in Hessen u. s. w. mitbauende und betheiligte Actionäre finden, ist ein großer Theil der Isolirungsmauern untergraben. Mögen die Poeten und Schulphilosophen immerhin über diese materiellen Quellen des Nationalgefühls, die in den eisernen Cassen und den messingbeschlagenen Handelsbüchern ihren Ursprung haben, spotten und lächeln, der praktische Erfolg giebt den Ausschlag, und politisch-mündige Völker, wie die Engländer und Amerikaner, wissen derlei materielle Nationalbündnisse gar hoch zu schätzen. Der Geist der Association, der diese Völker so groß, so fruchtbar und furchtbar gemacht hat, fand seine

Wege auch bei uns, und wo es früher bloß Fürstenbündnisse gab, da giebt es jetzt Privatcongresse und Capitalistenbundestage und die Zeit reift heran, ja ist sogar zum Theil schon herangereift, wo die politischen Tagesfazungen der Gefrönten sich sorgsam nach den Tagesfazungen derjenigen umsehen müssen, welche die Kronen zwar nicht auf dem Kopfe wohl aber in den Cassen haben. Von dieser Seite sind die Willkührmaßregeln der Regierungen bereits mit Schranken umgeben, und wenn der Staat auch noch nicht die öffentliche Meinung der Intelligenzen berücksichtigt, so ist er doch bereits genöthigt, die Meinung der Besitzenden zu achten; zwischen Intelligenz und Besitz werden jedoch mit jedem Tage die Wege ebener.

Bei allem dem dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die deutsche Einheit, die noch immer nicht ihre Kinderschuhe ausgezogen hat, von der Röthelkrankheit, den Zahnfiebern und der Bräune noch stark bedroht ist, während die deutsche Freiheit, die erst in der Schwangerschaft und noch keineswegs im neunten Monat sich befindet, der Gefahr einer Fehlgeburt sehr bedeutend ausgesetzt ist. Und gerade das Jahr, das wir eben antreten, das Jahr des Herrn 1846, sößt uns manche Bekümmerniß, manche Besorgniß ein, ob es ein Jahr des Volkes oder nicht vielmehr ein Jahr der Herrn werden wird. Deutschland geht in der nächsten Zeit schweren Prüfungen entgegen.

Sprechen wir denn zuerst von den Kinderkrankheiten deutscher Einheit.

Da ist vor Allem das Zahnen der religiösen Streitigkeiten. Wir meinen nicht die Gährungen innerhalb der protestantischen Kirche, die Kriege der Licht- und Schattenfreunde. Dieses Fieber wird der starke organische Körper bald überwunden haben und kräftiger daraus hervorgehen als jemals. — Ernster und bedenklicher ist der Zwiespalt zwischen der protestantischen und katholischen Kirche. Der vulcanische Haß, der eine Zeitlang ausgebrannt schien, hat wieder seinen Krater geöffnet und schleudert seine Lava weit umher. Wo wird diese ihre Grenze finden? Man hat im protestantischen Lager hierüber falsche Ansichten. Man glaubt die Dinge, die man gerne glauben will, man schmeichelt sich mit Eroberungen die nicht existiren. Man denkt sich gerne die katholische

Kirche als einen morschen Bau, als hohl und innerlich verfault, der den Stößen der Vernunft nicht mehr widerstehen kann, und nun stößt man mit einer Leidenschaftlichkeit und einer Rücksichtslosigkeit darauf zu, welche die Gegner empören, reizen und zu gleichem, wenn nicht noch heftigern und leidenschaftlicheren Stößen veranlassen muß. Wir sprechen hier nicht von dem Clerus. Die privilegirten Gotteskrieger zählen in beiden Lagern eine große Menge, welche gleich ehrgeizig, gleich fanatisch, gleich herrschsüchtig und vernichtungslustig ist. Die katholische Geistlichkeit hat noch obenein viel von dem Hochmuth der alten Reichsritter und aristokratischen Musquetairs, die ihren Stammbaum nicht vergessen können, und abgesehen von dem gewöhnlichen Haß gegen das feindliche Heer auch noch mit aristokratischem Dünkel auf die republicianischen Parvenues, die gegen sie fechten, herabschauen. Die protestantischen Geistlichen dagegen sind wie die schlechtbezahlten Officiere des Nationalconvents, Jeder ist auf sein Schwert angewiesen, Jeder glaubt den Marschallsstab in der Tasche zu führen, und darum sind sie um so verpichteter auf den Kampf, darum fechten sie um so hitziger, Mann gegen Mann. Die katholischen Priester, die ein gemeinsames Oberhaupt und eine seit einem Jahrtausend geübte Artillerie haben, kämpfen gerne in Massen, während die protestantischen den Einzelkampf dem Kleingewehrfeuer vorziehen. Diese stehenden Heere der Gotteskrieger haben alle Laster der stehenden Heere überhaupt und von ihnen sprechen wir also nicht. Aber die Laien, die friedlichen Völkerschaften, die angewiesen sind, in Eintracht und Verbindung miteinander zu leben, und Einer dem Andern die Schwachheiten und Citelkeiten und wenn man will — die Dummheiten zu vergeben und nachzusehen aus guter Nachbarschaft, welche Tarantel hat sie gestochen, daß sie plötzlich gegen einander losfahren in Wuth und drohendem Haß. Die Protestanten welche den überwiegenden Verstand und die größere Objectivität für sich in Anspruch nehmen, und zum Theil mit großem Recht, vergessen, daß weder Kritik noch Vernunftgründe eine compacte religiöse Masse auseinandersprengen kann, die eben die Beseitigung aller religiösen Kritik als eine ihrer ersten Bedingungen betrachtet; sie vergessen, daß sie durch die Heftigkeit ihrer Polemik gerade dasjenige Element im Katholicismus stören, welches in seinem Umfichgreifen ihnen die größten Vortheile

bringt: den Indifferentismus. Wenn die protestantische Kirche gerade in diesem Augenblicke an einem ihrer Wendepunkte steht, wenn das Wühlen der Kritik und der philosophischen Fortbildung sie in ihren Hauptwurzeln erschüttert, so hat das seinen Grund darin, daß eben Kritik und Fortbildung im Grundwesen des Protestantismus liegt. Aber gerade so liegt in den weichen, gedankenlosen Formen der katholischen Kirche die allmälige Folge des mechanischen Gottesdienstes: der Indifferentismus. Hätte man diesen ungestört fortvegetiren lassen, so hätte der geistige Fortschritt, der Widerwille gegen alles Fanatische, die freiere Weltanschauung, unter den gebildeten Ständen der katholischen Welt mehr um sich gegriffen, als jetzt die donnernde Polemik der protestantischen Presse ihr obern wird. Ja, der Erfolg dieser Polemik ist ein ganz entgegengesetzter; die Launen, die Eingeschläferten unter den Katholiken, die lange Zeit allen Ceremonien fremd wurden, oder ihren Humor daran übten, haben diese fortgesetzten Angriffe wieder zu ihrer Fahne gelockt, und sie vertheidigen mit gleicher Hefigkeit jetzt als Familien- und Parteiache, was ihnen früher gleichgiltig, wenn nicht gar lästig war. Wir fanden lezthin in Leipzig einen durch Verdienst und Geist in Deutschland wohlbekannten süddeutschen Officier, einen heitern, lebensfrohen und nichts weniger als fanatischen Mann, einen Katholiken; wir sprachen ihm von den Religionsbewegungen in Deutschland und er beklagte sich über die Bitterkeit der protestantischen Polemik. „Sehen Sie,“ sagte er, „ich bin funfzehn Jahr nicht in die Mess’ gegangen, aber jetzt leg’ ich das Betbüchl gar nicht aus der Hand, denn ’s ist für uns eine Ehrensache geworden.“

Von diesem Gesichtspunkte aus kann man auch die Demonstrationen, mit welchen einige protestantische Städte die deutschkatholischen Führer aufgenommen haben, nichts weniger als billigen. Wir wollen hier auf den Kern der deutschkatholischen Bewegung nicht eingehen, obgleich wir über die Tact- und um grade heraus zu reden, über die Talentlosigkeit ihrer Führer manches zu sagen hätten. Der Deutschkatholicismus hätte, wenn Männer von Genie, von innerem Schwerpunkt, von einer über den Augenblick hinausreichenden Klugheit an seiner Spitze gestanden hätten, von unberechenbaren Folgen sein können, er hätte unabsehbare Eroberungen im

Schooße der Kirche machen können, auf welche er angewiesen ist. In der Richtung und unter den Formen, die er eingeschlagen hat, ist ihm jedoch keineswegs eine große Zukunft zu prophezeien, die Schuld hiervon liegt nicht blos an den Führern, ein großer Theil derselben fällt vielmehr den protestantischen Enthusiasten zur Last, die sich an sie gehängt. Diese Triumphzüge, welche den Deutschkatholiken von Protestanten veranstaltet werden, erscheinen den Altkatholiken nicht als ein Triumph der Schismatiker seiner eigenen Kirche, sondern als ein Siegesgeschrei ihrer Gegner; die alte Eifersucht tritt ein, die Orthodoxen und die Priester finden geneigte Ohren für ihr Dazwischenreden, und Alles bleibt beim Alten. Nicht mit Unrecht fragen die Altkatholiken: ihr die ihr durch Triumphzüge, Festreden, Zweckessen und Ehrenbecher den Werth und die Wahrheit der neuen Kirche so laut feiert, warum geht ihr nicht zu ihr über? Der Deutschkatholizismus steht eurer Kirche ja noch näher als der unsrigen, warum thut Ihr nicht den kleinern Schritt? Aber in eurer Mitte schreien diejenigen vielleicht am lautesten Halleluja der neuen Kirche zu, die ihre eifrigsten Verfolger würden, wenn man ihnen zumuthen wollte, in ihren Schooß zu treten. Eure geräuschvollen Loblieder, eure Kränze und Triumphe scheinen uns daher weniger der Sache selbst zu gelten, als der Lücke, die dadurch in unserer Reihe entstehet, eine Lücke, die viel größer und unausfüllbarer geworden wäre, der vielleicht Millionen von uns nachgefolgt wären, hättet ihr nicht so zeitlich gejubelt und wäre in eurem Jubelgeschrei nicht mancher Miston der wie Schadenfreude klingt. Diese zwingt selbst uns, die wir die Gebrechen der römischen Kirche, die Uebergriffe der Priesterherrschaft, und die vielen sinnlosen Allotria derselben sehr wohl erkennen und abzustreifen wünschen, dennoch von den Separatisten fern zu bleiben.“ — Der Mangel an politischer Praxis hat sich in Deutschland bei dieser Gelegenheit wieder ein Mal klar gezeigt. Die leidende, verfolgte junge Kirchenpartei hätte überall Sympathie gefunden, sie hätte die Phantasie gereizt, den Haupthebel in katholischer Welt, sie hätte das Herz angeregt, und auf diesem Wege allmählig sichere Eroberungen im Kerne der römischen Christenheit gemacht, während die voreiligen Feste und Siegeszüge die ihr bereitet werden, die ganz entgegengesetzte Wirkung hervor-

bringen. Und darin vor Allem ist der Grund zu suchen, warum die deutschkatholische Bewegung bisher nur unter den zwischen Protestanten zerstreut liegenden kleinen katholischen Gemeinden Anhänger gefunden hat, während da, wo die Gesamtheit der Bevölkerung römisch-katholisch ist, und sie doch mit einem Griffe mehr fassen könnte, als unter den Zerstreuten in protestantischen Landen, ihre Wirkung ganz null geblieben ist — und zwar nicht bloß, wo ihre Ausbreitung verfehmt ist, wie in Oesterreich und Baiern, sondern auch da wo sie von der Regierung sogar gerne gesehen würde, wie am Rhein, in der schwäbischen Alp u. s. w.

Nebst dieser Spaltung und Vereiztheit auf geistigem Gebiete, geht die deutsche Eintracht einer andern Prüfung auf materiellem Felde entgegen. Der letzte Zollcongrès, der so viele Unzufriedenheit hinterlassen, soll durch einen neuen, in Berlin zusammentretenden ergänzt werden. Aber in der kurzen Zwischenzeit, wird wahrscheinlich ein Ereigniß eintreten, das schroffer als je das Protectionsprincip dem Systeme des freien Handels, den Süden dem Norden entgegen zu stellen droht: die Aufhebung oder die starke Modificirung der englischen Korngesetze. Die Gegenwirkung dieses Ereignisses wird in Deutschland eine doppelte sein. Indem das wohlfeilere Getreide die Arbeiterpreise in England verringern und die Fabriken in den Stand setzen wird, noch wohlfeiler zu erzeugen, wird in Deutschland die dadurch noch mehr bedrängte Industrie den Schrei nach Schutzzöllen nothgedrungen um so lauter erheben, während andererseits die deutschen Küstenstädte, deren Handel durch die Ausfuhr des Getreides so wie durch die Einfuhr englischer Waaren ein größerer Aufschwung bevorsteht, hartnäckiger als je für den freien Handel stimmen werden. Jener „Riß in den Zollverein“ der vor einigen Jahren einen so großen, glücklicherweise nur blinden Lärm erregte, droht nun wirklich herein zu brechen und traurig stehen die Vaterlandsfreunde an der Schwelle des neuen Jahres und fragen: Wie wird das werden?

Nicht minder trübe wird der Blick des Patrioten, wenn er sein Auge von der durch mannigfache natürliche Abgründe und künstliche Gräben durchschnittene Ebne deutscher Einheit auf den wolkenbehängten Horizont deutscher Freiheit richtet. Die Leipziger Ereignisse haben eine traurige Reaction hinterlassen. Wenn schon

eine alte Erfahrung lehrt, daß eine gescheiterte Revolution doppelt unglückliche Folgen bringt, um wie viel unglücklicher müssen diese erst sein, wo diese Revolution ein Hirngespinnst ist, wo man einem Böbelaufmarsch, einem augenblicklichen Lärm, der ohne allen Zusammenhang mit dem Willen der Stadt, geschweige des Landes, geschweige der Nation, eine Stunde dauerte, den Charakter einer revolutionären Bewegung beilegt. Wir haben einige Tage nach dem traurigen 12. August, als sämmtliche Redacteurs Leipziger Journale auf das Rathhaus berufen und verwahrt wurden, sich „jeder Verläumdung“ zu enthalten, in diesen Blättern es ausgesprochen, daß die sächsische Regierung ihrerseits nicht minder auf der Hut sein möge in ihren Anklagen gegen das Volk, daß sie nicht zu weit gehen und den Ruf der constitutionellen Ordnung nicht in den Augen der absoluten Nachbarherrscher compromittiren möge. Alle Welt kennt nun den Ausgang. Man ist in die schiefe Stellung gekommen, die jenem unglücklichen Commando nach und vorhergehenden Scenen in einem viel grelleren Lichte, in einer viel gefährlicheren Bedeutung erscheinen zu lassen. Welche Wirkung dies auf die deutschen Fürsten ausüben mußte, liegt auf der Hand; die Kammer und die auswärtige Presse hatten gut entgegen reden: was man gerne glauben will, das glaubt man. Und zu so ungünstigem Zeitpunkt tauchen immer erneuert und wieder erneuert die Gerüchte von einer preussischen Constitution auf. Wir sind zwar unsrerseits auch über den Glauben an Ritter- und Gespenstergeschichten hinaus, aber die Sache wird so oft und von so gescheuten Menschen wiederholt, daß man am Ende doch seine Vernunft gefangen giebt. Bei dem Suchen nach einem Schlüssel zu diesem räthselhaften Volksmärchen sind wir zu folgendem Raisonnement gelangt. Die preussische Regierung geht vielleicht von dem Principe aus, der Staat müsse bei wichtigen Gesetzen stets die Miene haben, das Volk zu beschenken, nicht aber der öffentlichen Meinung nachzugeben. Ein Plan zur Verfassung mag denn wirklich vorliegen; aber da seine mise en scene früher bekannt wurde und die Ueberraschung gestört hat, so wurde seine Veröffentlichung wieder verschoben, bis zur Zeit, wo alle Hoffnungen darauf eingeschlafen und weggespottet worden. Dann, wenn Niemand mehr dran denkt, wird an einem

Morgen der Vorhang weggezogen werden, und ein Geist wird aus der Erde steigen, und wie in jener Zauberpoffe wird er ausrufen:

Ich bin Dein Vater Zephisos
Und sage Dir nichts als dieses! (er verschwindet.)

Wir sind also, wie man sieht, keineswegs so ungläubig, wie Viele andere. Die Landtagsabschiede sind in dem Augenblicke, wo wir dies niederschreiben, noch nicht veröffentlicht, und lassen daher noch keine Einsicht zu, in die Politik, welche die preussische Regierung einzuschlagen gesonnen ist. Nach der Voraussetzung aber, die wir so eben machten, wäre selbst in dem Falle, daß die Landtagsabschiede die meisten Petitionen abschlägig beantworteten, die Möglichkeit einer „Constitution“ darum noch keineswegs undenkbar; es ließe sich ja annehmen, daß die abschlägigen Bescheide vielleicht absichtlich ungünstig ertheilt würden, um für den Augenblick die Hoffnungen niederzuhalten, und dann, wenn Niemand mehr es sich versteht, um so überraschender die Verfassung zu proclamiren!! Aber welcher Art würde die Verfassung sein, die man in der jetzigen Zeitlage ausgedenken hätte? Würde man uns in den Jahren 1840 und 41, zur Zeit, wo Regierung und Volk in einem schönen kurzen Rhein- und Dombau-Kausch aufglimhten, von einer beabsichtigten Constitution gesprochen haben, dann hätten wir unsere Herzen weit aufgethan den schönsten Hoffnungen. Jetzt aber wird es jeder Vernünftige für hundert Mal besser erachten, daß Nichts geschieht, als daß ein Etwas geboren würde, welches unter dem Namen einer „Verfassung“ einige constitutionelle Formen böte, indeß der Geist der alte bleibe. Ein solches Ereigniß wäre das größte Unglück, das der Sache des politischen Fortschritts begegnen könnte. In den bisherigen Staats-Verhältnissen bleibt den Preußen noch immer die Berufung auf das oft citirte „königliche Wort,“ aus welchem die Einen, und auf die Nothwendigkeit eines andern Modus der Vertretung, aus welchem die Andern ihre Verfassungsargumente herleiten. Wie aber nun, wenn eine Verfassung decretirt würde, etwa in dem Geiste der churfürstlichen, die, sogleich nach Einberufung des Landtags, ihn nach der ersten Sitzung auf unbestimmte Zeit wieder vertagt, oder eine Verfassung, welche die bekannten Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli 1832 zur Grundlage macht. Reichsständische Versammlungen

ohne Veröffentlichung der Protocolle, und wie die hundert Clauseln heißen, die eine Constitution zu einem Titel ohne Mittel machen — was wäre damit gewonnen? Gewonnen? Es wäre der fürchterlichste Verlust, der Preußen treffen könnte. Denn mit der Proclamirung einer reichskändischen Verfassung solcher Art, wären alle Vortheile der gegenwärtigen Situation vernichtet. Wahrlich, indem man der Sache tiefer auf den Grund geht und all' den Dingen nachdenkt, die unsere Censurgeetze auszusprechen nicht gestatten, muß man es der preussischen Regierung als einen schönen Zug von ehrlicher Gesinnung anrechnen, daß sie nicht zu dem jesuitischen Staatsstreiche greift, zu welchem die kopflose Hälfte der liberalen Presse sie zu provociren sucht. Wir ändern aber, die wir uns über unsere Situation keine Illusionen machen, wollen zu den Göttern beten, daß uns das Jahr 1846 mit keiner preussischen Constitution — überrasche und beschenke! Der Lebenslauf der Constitutionen in einigen kleinern deutschen Staaten hat über den Werth geschenkter Verfassungen zur Genüge belehrt, und doch wurden diese zu einer Zeit erteilt, die günstiger dem Aufschwunge derselben waren, zu einer Epoche, wo man an den guten Willen des Verfassungsentwurfs weniger zu zweifeln Ursache hatte. Die constitutionellen Fürsten Deutschlands haben die vortheilhafte Stellung, die ihnen die öffentliche Meinung gegenüber den absoluten Reichen sicherte, entweder nicht eingesehen oder nicht einsehen wollen, und so hat ein einziges materielles Ereigniß, ein Zollvertrag, der obendrein nicht vollständig und nicht ein Mal über seine Zukunft gesichert und einig ist, hingereicht, die Hegemonie einem absoluten Staate zuzuwenden und die Blicke des gesammten Deutschland auf ihn zu richten. Aber eben weil nach den gegenwärtigen Verhältnissen die gesammte Zukunft des Vaterlandes an dem Schicksale und der politischen Entwicklung Preußens geknüpft ist, zittern wir vor einem geschenkten Apfel, den man jetzt grün, unreif, unausgewachsen und Koliken nach sich ziehend vom hohen Baume herab uns zuwerfen könnte, während er doch ohnstreitig seiner Reife entgegengeht und von selbst herabfallen muß.

Muß? Warum und wie so? höre ich mir entgegenkommern. Gemach! Es wäre ungeschickt, wenn die liberale Presse von den vielen Heimlichkeiten die ihre Gegner Jahr aus Jahr ein bei ver-

schloßnen Thüren ausbrüten, nicht so viel gelernt hätte, um auch ihrerseits Manches für sich zu behalten, ohne es an die große Glocke zu hängen. Zwar werden die Revolutionsführer und Communistenrieher ihr Geschrei gegen uns erheben und den ganzen Kehrriht ihrer dennciatorischen Phantastie uns in die Schuhe schieben wollen. Dem aber können wir ruhig zusehen, denn wir sind keine Revolutionaire, nicht gewaltfame Umwälzungen sind es, die wir von der Zukunft hoffen. Das deutsche Volk, das so spät an die große Artustafel seiner Mündigkeit kommt, an welcher andere Völker schon längst sitzen, die deutsche Nation, die gereifter und vorbereiteter an den Thoren der Freiheit steht, als alle die Nationen zur Zeit waren, wo sie durch dieselben einzogen, dieses Deutschland wird nicht nöthig haben, durch blutige Wege zu waten, seine Bahnen sind geebnet und sicher. Bei der leifesten Wolke, die an diesem gekünstelten Friedenshorizonte aufsteigt, bei dem ersten Ton der Lärmglocke, der ein Leck in die Entente cordiale oder in die heilige Allianz verkündet, bei dem ersten Schlag des Hammers, der die Gefahr eines Kriegsungewitters den übermüthigen Friedensschläfern anzeigt — da wird man freundlich anfragen: Deutsche Jugend, wo sind deine waffenfähigen Arme? Deutsche Schriftsteller und Kammerredner, wo sind eure feurigen Worte? Deutsche Capitalisten, wo sind eure goldgefüllten Truhen? Da wird man sich plöblich erinnern, daß dieses deutsche Volk ja noch von 1814 her ein großes Guthaben einzucassiren hat, daß diese deutsche Jugend sogar noch alt genug, um der Geschichte von 1840 sich zu erinnern. Da wird nicht mehr von Geschenken, sondern von Zahlungen die Rede sein, da werden die Aepfel nicht mehr grün und unausgewachsen, sondern kernig und voll vom Baume kommen.

Der weise Salomon aber — der ein König war — sagte: Gehe hin zur Ameise — siehe ihre Wege und werde klug. Im Sommer sammelt sie ihr Brod, im Herbst bereitet sie ihre Speise für den Winter vor.“ Und noch weiter sagt der weise König Salomo, was unser Censor hier niederzuschreiben nicht gestatten würde, was aber vorsichtige Staatsmänner nachlesen können, im sechsten Kapitel der Sprüche Salomonis (Vers 6 bis 11) wo ein weiser vorsichtiger König es vor dreitausend Jahren aufgeschrieben hat, damit ein Censor des neunzehnten Jahrhunderts n. Ch. G. es nicht streiche.

Jg. K.